

Unkonventionelle Begehrlichkeiten

George Sand nimmt sich die Freiheit

»Wer ist sie, oder ist er? Mann oder Frau, Engel oder Dämon, Paradox oder Wahrheit? Wie auch immer es sei, dies ist einer der größten Schriftsteller unserer Zeit. Woher kommt sie? Wie ist er zu uns gelangt? Wie hat sie so plötzlich zu diesem wunderbaren vielfältigen Stil gefunden, und warum, sagt mir, hat er es unternommen, die gesamte Gesellschaft mit seiner Verachtung, seiner Ironie und seinem grausamen Spott zu überziehen? Welches Rätsel, dieser Mann, und welches Phänomen, diese Frau! Welches höchst interessante Objekt unserer Sympathie und unseres Schreckens ist dieses Wesen mit den tausendfältigen Leidenschaften, diese Frau, oder vielmehr dieser Mann und diese Frau!« So rätselte 1837 der Kritiker Jules Janin über die Zeit ihres Lebens für Furore sorgende, überaus erfolgreiche und zugleich gehasste Schriftstellerin George Sand. Neben ihren autobiographischen Schriften, Reisebüchern und Briefsammlungen hat sie über neunzig Romane geschrieben.

Aurore Dupin kam 1804 in Paris zur Welt. Berühmt wurde sie unter ihrem Pseudonym George Sand. Auch dessen Entstehung passt zum außergewöhnlichen Leben und Werk dieser Frau. Ihren ersten Roman schrieb die von ihrem Ehemann getrennt lebende Mutter zweier Kinder 1831 noch gemeinsam mit ihrem damaligen Geliebten Jules Sandeau, als Autor zeichnete »J. Sand«. Bereits ein Jahr später kam ihr erster allein verfasster Roman *Indiana* heraus, nun unter dem Pseudonym George Sand. Im Vorwort schrieb sie: »Indiana, wenn Sie unbedingt alles in diesem Buche erklären wollen, ist ein Typus: es ist eine Frau, das schwache Geschöpf, dem es obliegt, die gehemmten oder, wenn Ihnen dies lieber ist, die durch Gesetze unterdrückten Leidenschaften darzustellen; es ist der Wille, der sich mit der Notwendigkeit herumstreitet; es ist die Liebe, die mit ihrer blinden Stirn gegen alle Widerstände der Zivilisation stößt.«

Die Suche nach leidenschaftlicher Liebe, erfüllter Sexualität, gegenseitiger Achtung der Geschlechter verbunden mit dem Streben nach individueller und politischer Freiheit – das wurde das große Thema ihres Lebens und ihres Werks. George Sand widmete sich dem ewigen Kampf des apollinischen Prinzips mit dem dionysischen, in dem die Ordnung der Vernunft beständig der Verlockung des Rauschs der Sinne ausgesetzt ist. Im Alter von dreiundfünfzig Jahren schrieb sie in einem Brief mit Bezug auf Descartes: »Das ›Ich denke, also bin ich‹ müsste heißen: ›Ich liebe, also bin ich‹.«

Die ungewöhnlichen Erfahrungen in ihrer Kindheit und Jugend gaben ihr den Mut und die Kraft, ihre Freiheit zu Lebensexperimenten zu nutzen, lustvoll und peinvoll zugleich Konventionen zu brechen, im Alltagsleben wie in der Politik und in der Liebe. Aurores Vater Maurice Dupin, Urenkel von August dem Starken, hatte gegen den erbitterten Widerstand seiner Mutter

heimlich die schöne Sophie Victoire Delaborde, ledige Mutter eines Sohns und Tochter eines Vogelhändlers aus Paris, geheiratet. Das Paar lebte mit den Kindern auf dem Landgut Nohant in der Provinz Berry. Aurores Vater starb bei einem Reitunfall, als sie vier Jahre alt war – was sie später nicht davon abhielt, selber eine begeisterte Reiterin zu werden. Aufgrund fortwährender Zwistigkeiten überließ Aurores Mutter die Vormundschaft über ihre Tochter der Schwiegermutter und ging nach Paris.

Aurore wuchs unter der Obhut ihrer Großmutter und des schrulligen Hauslehrers Deschartres, der zugleich Arzt und Apotheker war und bereits ihren Vater privat unterrichtet hatte, auf dem Landgut auf. Von der Großmutter übernahm sie die Begeisterung für die Ideen von Jean-Jacques Rousseau und Voltaire und ließ sich von ihr in die Musik und Literatur einführen. Deschartres nahm sie mit zur Jagd und lehrte sie den Umgang mit Pistolen. Sie assistierte ihm sogar beim Leichensezieren. Der Hauslehrer hatte immer nur Knaben erzogen und überzeugte die kleine Aurore, dass die männliche Bekleidung doch weitaus praktischer sei.

In ihrer Autobiographie schrieb sie: »So wurde er nun zehnmal pedantischer, sobald ich den Männerrock, Mütze und die Gamaschen angezogen hatte, und überschüttete mich mit seinem Latein, als wenn er jetzt überzeugt wäre, dass ich dasselbe besser verstände ... Was mich betrifft, so fand ich meine neue Kleidung viel angenehmer zum Herumstreifen, als meine gestickten Röcke, die in Fetzen an allen Büschen hängen zu bleiben pflegten.« »Mein Leben nahm einen Verlauf, der den Gewohnheiten der Gesellschaft ganz zuwider war, und weit entfernt, mich daran zu hindern, trieb mich Deschartres immer mehr zu dem, was man Exzentrizität zu nennen pflegt, ohne dass er oder ich die mindeste Ahnung davon hatten.«¹

Bis die Großmutter sie für zwei Jahre in ein Kloster der Englischen Augustinerinnen nach Paris schickte, um aus ihr, gemäß den adligen Wurzeln, eine Dame zu machen. Als sie jedoch von Aurores Wunsch, Nonne zu werden, erfuhr, holte sie ihre Enkelin 1820 wieder zurück nach Nohant. Das Leben im Kloster hatte zwar Aurores Religiosität angeregt, doch bis zu ihrem Lebensende blieb sie Antiklerikerin. Zurück auf dem Landgut widmete sie sich mit großer Begeisterung und eigenwillig unsystematisch dem Selbststudium. Sie las Locke, Bacon, Aristoteles, Condillac, Montesquieu, Leibniz, Pascal, Montaigne, die romantischen Dichter Byron und Chateaubriand, Dante, Vergil und Shakespeare und immer wieder Rousseau.

»Meine Lebensweise hing so genau mit der außergewöhnlichen Lage zusammen, in der ich mich befand, dass es mir ganz natürlich schien, wenn mein Leben von dem der anderen jungen Mädchen abwich. Man hielt mich für sehr bizarr, doch war ich es viel weniger, als ich es hätte sein können, wenn ich am Außergewöhnlichen Geschmack gefunden hätte. In allen Dingen war ich mir selbst überlassen; meine Mutter hatte mich gleichsam vergessen; Deschartres führte mich zur vollständigen Unabhängigkeit ... und was man

¹ George Sand, *Geschichte meines Lebens*. Leipzig 1855; eine Auswahl daraus ist 1978 bei Insel in Frankfurt erschienen.

in meiner Umgebung ›öffentliche Meinung‹ nannte, hatte für mich keinen Sinn, keinen Wert, und schien mir nicht im geringsten nützlich zu sein.« Schon damals sah Aurore eine Demütigung darin, »Frau zu sein, ich muss gestehen, dass die moralische Inferiorität, die in allen philosophischen Büchern und sogar in der Heiligen Schrift dem Weibe zugeschrieben wird, den Stolz meines jugendlichen Herzens empört hat«.

1821 starb die Großmutter und vererbte Aurore das Schloss mit seinen vierhundert Hektar Grundbesitz sowie ein vornehmes Stadthaus in Paris. Die Mutter holte Aurore alsbald nach Paris – ihr Verhältnis blieb jedoch höchst kompliziert. Nachdem Aurore einige Heiratsanträge abgelehnt hatte, willigte sie 1822 in die Ehe mit dem Baron Casimir Dudevant ein, dem sie zwar nicht die große Liebe, jedoch Sympathie und Kameradschaft entgegenbrachte. Mit der Eheschließung ging, wie es damals das Gesetz vorschrieb, ihr Besitz an den Gatten über. Das Ehepaar lebte abwechselnd in Paris und Nohant. Ein Jahr später wurde der Sohn Maurice geboren. Auch wenn 1828 noch die Geburt der Tochter Solange folgte, war das Eheleben längst zerrütet. Aurores Liebe zur Literatur, zur Musik, zur Philosophie teilte ihr Ehemann ganz und gar nicht. Er zog Zechgelage fern von zu Hause vor, begann Techtelmechtel mit den Hausangestellten und langweilte Aurore zunehmend.

Und auch die Wonnen der körperlichen Liebe hatte sie bei ihm vergeblich gesucht. 1843 schrieb sie an ihren Halbbruder Hippolyte, der gerade seine Tochter verheiratete, in Erinnerung an ihre eigenen Erfahrungen: »Verhindere, dass dein Schwiegersohn in der Brautnacht brutal mit Deiner Tochter umgeht ... Die Männer wissen nicht genügend, dass dieses Vergnügen für uns eine Marter ist. Sag ihm also, er solle sich mit seiner Sinnenlust ein wenig zurückhalten und so lange warten, bis seine Frau durch ihn allmählich so weit gebracht ist, sie zu begreifen und zu erwidern. Nichts ist abscheulicher als der Schrecken, die Qual und der Abscheu eines armen Kindes, das von nichts weiß und sich nun von einem Rohling vergewaltigt sieht. Wir erziehen sie wie Heilige, dann aber geben wir sie wie Stutenfüllen preis.«

1830 lernte sie in ihrem Freundeskreis, der heftig debattierend die aufkeimende Julirevolution beobachtete, den Pariser Studenten Jules Sandeau kennen und lieben. Mit großer Entschlossenheit setzte sie gegenüber ihrem Ehemann durch, dass er ihr fortan eine Pension zu zahlen habe und sie die eine Hälfte des Jahres in Paris, die andere in Nohant verbringen werde. Im Januar 1831 verließ sie das Landgut und zog mit ihrem Geliebten in die Wohnung ihres Halbbruders Hippolyte. Ihre beiden Kinder holte sie später zu sich. Tagsüber war sie ständig unterwegs auf der Suche nach Schreibaufträgen, hartnäckig das Gebot ignorierend, dass das Schreiben Männersache sei. Sie bemühte sich um Kontakte in den literarisch-politischen Kreisen, da die ihr gewährte Pension nicht ausreichte, ihren Lebensunterhalt in Paris zu bestreiten. Neugierig tauchte sie in die Stadt ein und unterstützte begeistert die Julirevolution. In dem Salon, der sich um sie bildete, wurde wild um die Freiheit und die Republik gestritten. In der oppositionellen satirischen Zeitschrift *Figaro* publizierte sie erste Texte.

Der Herausforderung des Pariser Straßenpflasters, auf dem sie sich anfangs fühlte wie »ein Kahn zwischen Eisschollen«, die feinen Schuhe in zwei Tagen zerrissen, begegnete Aurore ganz pragmatisch: Sie besorgte sich Stiefel und nähte sich einen Überrock, wie ihn die Herren damals trugen, sowie Hosen und Weste aus demselben grauen Tuch, dazu einen grauen Hut und eine wollene Halsbinde. Derartig ausgestattet hielt man sie für einen jungen Studenten – und so gelangte sie auch an die billigen Stehplätze im Theater, die den Damen ansonsten verwehrt blieben.

In ihrer Autobiographie heißt es über ihre Anfänge in Paris: »Mein Ideal saß irgendwo in einer Ecke meines Gehirns, und es brauchte nur einige Tage völliger Freiheit, um es sichtbar zu machen. Ich trug es mit mir, auf der Straße, die Füße auf dem Glatteis, die Schultern mit Schnee bedeckt, die Hände tief in der Tasche, oft mit leerem Magen, aber der Kopf umso mehr voll von Traumvorstellungen, süßen Melodien, Farben und Formen, Hoffnungsschimmern für die Zukunft und Gespenstern aus der Vergangenheit. Ich war keine Dame mehr, aber noch weniger ein Herr ... Mit meinen kleinen, eisenbeschlagenen Absätzen hatte ich einen sicheren Schritt und lief vom einen Ende der Stadt zum andern; mir war zumute, als könnte ich so die Reise um die Welt beginnen. Meine Kleidung hatte nun nichts mehr zu scheuen, ich konnte bei jedem Wetter, zu jeder Tageszeit ausgehen und in allen Theatern das Parterre besuchen. Niemand beachtete mich oder ahnte meine Verkleidung, weil ich das Kostüm, dessen Einfachheit jeden Verdacht entfernte, mit größter Sicherheit trug ... Übrigens müssen wir, um als *Mann* unbemerkt zu bleiben, schon als *Weib* die Gewohnheit gehabt haben, uns nicht bemerklich zu machen.«

1832 erschien ihr erster eigener Roman *Indiana*, der sogleich ein durchschlagender Erfolg wurde: Damit hatte George Sand die Bühne der Öffentlichkeit betreten. Ihre Romanheldin revoltiert freimütig gegen die gesellschaftlichen Konventionen. Indianas Streben nach Glück muss scheitern, solange sie in der Ehe, die die Frau zum Besitz des Mannes macht, dessen Dienerin ist. Schon ein halbes Jahr später erschien ihr nächster Roman *Valentine*. Sie schrieb vornehmlich nachts, häufig acht Stunden am Stück, Zigarre rauchend und Kaffee trinkend. Ihr Arbeitseifer und ihre Eigenständigkeit versetzten ihren Geliebten Jules in Angst und Schrecken, schließlich trennten sie sich. Ende des Jahres bezog George eine größere Wohnung am Quai Malaquais. Die berühmte »blaue Mansarde« der Salonière sollte in Zukunft große Anziehungskraft entfalten: Die Schauspielerin Marie Dorval, die sie liebte, war zu Gast ebenso wie Prosper Mérimée, Sainte-Beuve, der Abbé de Lamennais, Heinrich Heine, Franz Liszt mit seiner Geliebten Marie d'Agoult und natürlich der Dichter Alfred de Musset, mit dem sie in den folgenden drei Jahren eine leidenschaftliche und zuweilen dramatische Liebesbeziehung hatte. Trennungen und Wiederversöhnungen des Paares waren in den Pariser Salons Tagesgespräch – beide verarbeiteten diese Liaison später in ihrem literarischen Werk.

1833 sorgte Georges Roman *Lélia* für einen Skandal: Freimütig und kühn machte sie darin weibliches Begehren zum Thema, die Sehnsucht nach Liebe

und Leidenschaft und zugleich die Enttäuschung über unbefriedigte Lust und vorenthaltene Gefühle. Sie durchleuchtete dort wie in weiteren Werken die Abgründe der Sexualität und Geschlechterordnung, das Pendeln zwischen Macht und Ohnmacht, Herrschaft und Knechtschaft, Angst und Wonne.²

Inzwischen konnte George Sand von ihrem Schreiben leben. Ihre Romane wurden in Revuen vorabgedruckt, was ihr ein festes Jahreseinkommen sicherte. So konnte sie auch selbstbewusst ihrem Verleger begegnen. Aus Venedig, wo sie einige Monate mit Musset verbrachte, schrieb sie ihm: »Mein lieber Buloz, Sie sind ein guter Junge, aber Sie geben mir kein Geld. Sie schulden es mir, mein Lieber, und ich brauche es nötig. Ich habe Ihnen große Mengen Manuskript geschickt. Für *Jacques* und die vier Bände der Romane 13 000 Francs, dazu die beiden Briefe aus Italien, von denen jeder gut 500 Frs wert ist ... Ich hoffe, dass Sie mir 1000 Frs für meine Heimreise geschickt haben und dass sie bis zum 25. hier eintreffen, sonst müsste ich ernstlich böse werden. Seien Sie darauf gefasst, mir den Rest meines Guthabens am 15. August auszuhändigen. Ich kann nicht warten, mein lieber Freund, das wissen Sie sehr gut, und wenn Ihre Kasse meiner Feder nicht Folge leisten kann, muss ich mir einen reicheren Verleger suchen.«

In Venedig schrieb George nicht nur über die Wagnisse, Hemmschwellen und Ambivalenzen der freien Liebe. Ihre Beziehung mit Musset, den sie pflegte, als er krank geworden war, geriet in eine Krise. Und Pietro Pagello, dem jungen behandelnden Arzt, brachte sie nicht nur platonische Gefühle entgegen. All ihre Wünsche und Sehnsüchte fasste sie in einem Brief an ihn zusammen: »Wirst Du mir eine Stütze oder ein Gebieter sein? Wirst Du mich trösten für das Leid, das ich erduldet habe, ehe ich Dir begegnet bin? Wirst Du wissen, warum ich traurig bin? Kennst Du Mitgefühl, Geduld, Freundschaft? Vielleicht hat man Dich in der Überzeugung erzogen, die Frauen hätten keine Seele. Weißt Du, dass sie eine haben? ... Werde ich Deine Gefährtin oder Deine Sklavin sein? Begehrt oder liebst Du mich? Wirst Du mir Dank wissen, wenn Deine Leidenschaft befriedigt ist? Wirst Du es mir sagen, wenn ich Dich glücklich gemacht habe? ... Bleibst Du nach den Freuden der Liebe keuchend und abgestumpft zurück oder versetzen sie Dich in eine göttliche Ekstase? ... Ich liebe Dich und weiß doch nicht, ob ich Dich werde schätzen können, ich liebe Dich, weil Du mir gefällt, vielleicht werde ich bald gezwungen sein, Dich zu hassen ... Verbirg mir Deine Seele, damit ich sie allzeit für schön halte.«³

1835 lernte sie den Anwalt Michel de Bourges kennen, einen feurigen republikanischen Agitator, der sie politisieren wollte und überzeugt davon war, sie vergeude ihr Talent, wenn sie weiterhin Liebesromane schreibe. »Ich habe Michel kennengelernt, der mir versprochen hat, bei der ersten Gelegenheit liebe er mich guillotiniert«, schrieb sie einem Freund über den Beginn

² Vgl. Jessica Benjamin, *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*. Frankfurt: Fischer 1966.

³ Zitiert nach George Sand, *Leben und Werk in Texten und Bildern*. Frankfurt: Insel 1987.

der neuen Liebe. Die formal aufrechterhaltene Ehe mit Casimir, der sie vor den Augen ihrer Freunde geschlagen hatte, war unerträglich geworden. »Ich habe die Nase voll davon und bin es leid, zu arbeiten, um leben zu können, und das, was mir gehört, in den Händen des Teufels zu lassen; ich habe es satt, jedes Jahr mit Komplimenten aus dem Haus gejagt zu werden, während die Frauenzimmer sich in meinen Betten breitmachen und Flöhe in mein Heim bringen ... Jetzt ist Schluss.« Sie reichte die Scheidung ein, die Gütergemeinschaft der Eheleute wurde richterlich aufgehoben, ihr wurden die Kinder zugesprochen, und sie war wieder Besitzerin von Nohant. Doch die sexuell leidenschaftliche Beziehung zu Michel de Bourges ging in die Brüche, weil er darin seine Macht über sie entdeckt hatte und dies weidlich ausspielte.

Mit dem neun Jahre jüngeren Félicien Mallefille, dem Hauslehrer ihres Sohnes, konnte George wesentlich besser leben. Über ihre Freunde Marie d'Agoult und Franz Liszt lernte sie Frédéric Chopin kennen. Marie lebte im übrigen auch recht unkonventionell. Sie hatte ihren Mann trotz der zwei Kinder verlassen. Mit Franz Liszt hatte sie dann drei weitere Kinder: Blanche, Daniel und Cosima, die spätere Frau Richard Wagners. Die gemeinsame Reise in die Schweiz vertiefte die Freundschaft. Obwohl die Beziehung zwischen den Frauen nicht frei von Konkurrenz war, hatten sie in Paris einen gemeinsamen Salon. Franz und Marie verbrachten darüber hinaus die Sommermonate in Nohant bei George, die es liebte, die Musiker und Schriftsteller auf ihrem Gut zu versammeln. Auch der Maler Delacroix war später mit von der Partie und hatte in Nohant zeitweise sein Atelier eingerichtet. In diesem romantischen Paradies wurde komponiert, geschrieben, musiziert, Theater gespielt und kräftig debattiert.

Auch Balzac bat höflichst darum, eine »Pilgerfahrt nach Nohant« zu machen. »Ich möchte nicht zurückkehren, ohne die Löwin vom Berry oder die Nachtigall in ihrem Schlupfwinkel oder in ihrem Nest gesehen zu haben.« Er fand den »Kameraden George Sand« im Morgenrock, »wie sie in der Kaminecke, in einem riesigen, einzeln gelegenen Zimmer, nach dem Abendessen eine Zigarre rauchte. Sie trug hübsche gelbe Pantoffeln, die mit Fransen verziert waren, niedliche Strümpfe und eine rote Hose ... Sie hat trotz ihres fürchterlichen Pechs nicht ein einziges weißes Haar; ihr bräunlicher Teint hat sich nicht verändert; ihre schönen Augen sind noch ebenso leuchtend; sie schaut noch immer gleich dumm drein, wenn sie nachdenkt ... Nun lebt sie hier in völliger Zurückgezogenheit und verdammt die Ehe und Liebe zugleich, weil sie im einen wie im andern nur Enttäuschungen erlebt hat ... Sie gibt sich wie ein Mann, sie ist Künstler, sie ist groß, edelmütig, aufopfernd, rein; sie hat alle bedeutenden Charakterzüge des Mannes; ergo ist sie nicht Weib. Ich fühlte mich bei ihr, während ich drei Tage lang offen mit ihr plauderte, nicht mehr wie früher zu jener äußerlichen Galanterie bewogen, die man in Frankreich und in Polen jeder Frau gegenüber entfalten muss. Ich plauderte mit einem Kameraden. Sie besitzt große Vorzüge, aber solche Vorzüge, die der Gesellschaft gegen den Strich gehen. Wir haben mit einem Ernst, einer Aufrichtigkeit, Offenheit und Gewissenhaftigkeit, die der gro-

ßen Menschenhirten würdig sind, über die bedeutsamen Fragen der Ehe und Freiheit diskutiert.« Balzac war nach dem Gespräch sicher, er habe George von der Notwendigkeit der Ehe überzeugt und schloss seine Überlegungen: »eine Frau darf stets nur einen Mann lieben, der ihr überlegen ist.«⁴

Doch auch die neunjährige eheähnliche Beziehung mit Chopin konnte George nicht veranlassen, mit ihm einen Ehekontrakt zu schließen. Bereits ihre Eroberung des sechs Jahre jüngeren Musikers, in den sie sich Hals über Kopf verliebt hatte, obwohl sie noch mit Mallefille verbunden war, war nicht frei von Skrupeln. An einen Freund von Chopin schrieb sie: »Ich möchte keineswegs den bösen Engel der Versuchung spielen ... Wenn ich gewusst hätte, dass es im Leben unseres Kindes ein anderes Band oder in seiner Seele ein anderes Gefühl gäbe, hätte ich mich niemals vorgewagt, um einen Duft einzusatmen, der für einen anderen Altar bestimmt wäre. Und auch er hätte sich meinem ersten Kuss entzogen, wenn er gewusst hätte, dass ich quasi verheiratet bin ... Ich bin plötzlich überwältigt worden, und es liegt nicht in meiner Natur, mich von der Vernunft beherrschen zu lassen, wenn sich die Liebe meiner bemächtigt.«

Doch sie schreibt auch nieder, was ihr an Chopin missfällt: »Er schien, nach Art der Frömmler, die groben *menschlichen* Begierden zu verachten und zu erröten über seine Versuchungen, und er schien zu befürchten, unsere Liebe durch eine stärkere Erregung zu beschmutzen. Diese Art der Betrachtung der äußersten Liebesvereinigung hat mich immer abgestoßen. Wenn diese letzte Umarmung nicht eine ebenso heilige und reine Sache ist wie alles andere, so liegt keinerlei Tugend darin, sich ihrer zu enthalten ... Kann es denn jemals Liebe geben ohne einen einzigen Kuss und einen Kuss der Liebe ohne Wollust? Das *Fleisch verachten* kann nur klug und nützlich sein mit Personen, die nur Fleisch sind, doch mit denen, die man liebt, ist nicht das Wort *verachten*, sondern das Wort *achten* das richtige, falls man sich enthält ... Wer ist denn die unglückliche Frau, die bei ihm von der körperlichen Liebe solche Eindrücke hinterlassen hat? ... Man müsste alle Frauen aufhängen, die in den Augen der Männer die achtbarste und heiligste Sache der Schöpfung herabwürdigten, das göttlichste Geheimnis, das ernsteste und erhabenste Lebensgeschehen im Leben des Alls.«

Im Herbst 1838 reisten Chopin und George zusammen mit ihren Kindern für einige Monate nach Mallorca, um dem Pariser Geschwätz und der Winterkälte zu entkommen. Doch Chopin wurde krank und noch empfindlicher als üblich. Auch diese Reise verarbeitete sie literarisch. Trotz ihrer Gegensätze – Chopin war eher konservativ, katholisch, sehr elegant und in Gesellschaft fast scheu – liebte er ihr Musikverständnis und ihre Romane. Sie war umgekehrt von seiner Zärtlichkeit und Feinheit und seinem Klavierspiel fasziniert. Bis zum Bruch ihrer Beziehung 1847 verbrachten sie gemeinsam die Sommer in Nohant – Chopins beste Werke entstanden dort. Sie schrieb im ersten Stock, er spielte und komponierte im Parterre.

⁴ Zitiert nach André Maurois, *Das Leben der George Sand*. München: dtv 1985.

Den Winter über lebten sie in Paris in zwei nebeneinanderliegenden Appartements in einer Hausgemeinschaft mit Freunden. Eine bunt gemischte Schar versammelte sich allabendlich, um einem Konzert oder einer Lesung zu lauschen. Die Freunde aus dem Berry kamen, Eugène Sue, Balzac, Delacroix und Heinrich Heine waren zugegen; James und Betty de Rothschild, Adam Mickiewicz und polnische Prinzessinnen waren regelmäßig zu Gast. George hatte indes über die Jahre eine eher mütterliche Haltung gegenüber ihrem Lebensgefährten entwickelt.⁵ Denn ihr Liebesleben bedurfte schon aus gesundheitlichen Gründen – Chopin war lungenkrank – der Mäßigung, die schließlich in sexuelle Enthaltensamkeit überging. George hatte während dieser Jahre keine anderen Geliebten. Doch böse Zungen warfen ihr später vor, sie habe Chopin mit ihrer »zuchtlosen Begierde« zugrunde gerichtet. Tatsächlich konnte Chopin in der letzten Phase ihres Zusammenlebens seine Eifersucht kaum noch zügeln. Ein Streit zwischen beiden, in dem Georges Tochter Solange eine intrigante Rolle spielte, führte 1847 zum Bruch der Beziehung. Zwei Jahre später starb Chopin an Tuberkulose.

George hatte in der Zwischenzeit weitere Romane geschrieben, unter anderem das achtbändige Werk *Consuela*, das in viele Sprachen übersetzt wurde. Zur Revolution im Februar 1848 war sie wieder zurück in Paris. Mit Pierre Leroux, einem Schüler Saint-Simons, arbeitete sie zusammen und pflegte enge Kontakte zu sozialistischen Republikanern wie Alphonse de Lamartine, Louis Blanc und Armand Barbès, die sie in ihren Artikeln und mit der Gründung der Zeitschrift *La Cause du Peuple* eifrig unterstützte. Die »Verschmelzung der Klassen« lag ihr am Herzen, der Kommunismus sei das wahre Christentum. Auch in ihren Romanen spiegelte sich diese Gesinnung wider.

Obwohl sie mit den Kommunisten und Sozialisten sympathisierte, überwogen letztlich ihre Vorbehalte: »Es gibt das private Eigentum, wie es das private und individuelle Leben gibt, und es gibt das gemeinsame oder öffentliche Eigentum, wie es das öffentliche und gemeinsame, also das soziale Leben gibt ... Das Eigentümliche am individuellen Eigentum, sein Missbrauch und sein Übermaß, musste die äußerste Ungleichheit der Lebensbedingungen zur Folge haben. Wie gut und berechtigt es an sich auch sein mag, es musste sein Korrektiv und sein Gegenmittel in einer klugen, bedeutenden Ausweitung des gemeinsamen Eigentums finden. Dieses gemeinsame Eigentum sind natürlich die Wege, die Eisenbahnen, die Kanäle, die Minen und die Abgaben, also alles, was sich einzelne nicht aneignen dürfen ohne unberechtigten Übergriff auf den Reichtum aller ... Die sozialistischen Schulen suchten Abhilfe für die Ungleichheit der Bedingungen in der Aufhebung des individuellen Eigentums, und darin sind sie gescheitert ... Es ist also der falsche Versuch, wenn man Gleichheit in der absoluten und sofortigen Gemeinschaft sucht. Das ist Wahnsinn. Das ist sogar ungeheuerlich, wenn einige die Familie in den Bereich der gemeinsamen Güter einbeziehen

⁵ Heinrich Heine, der selbst einmal in George verliebt gewesen war, sprach von ihr als einer »Emancimatrice« – »matrice« bedeutet Gebärmutter.

wollen«, schrieb sie 1848 an Charles Poncy. Sie hütete sich davor, politisch vereinnahmt zu werden.

Eine Feministin ist sie im übrigen auch nie geworden, das Stimm- und Wahlrecht für die Frauen war ihr nicht wichtig. Am Herzen lag ihr die Gleichheit der Frauen vor dem Gesetz und in der Liebe. Im damaligen rechtlichen Konstrukt der Ehe sah sie die Grundlage für die Knechtschaft der Frau gegenüber dem Mann. Unter den gegebenen »Bedingungen der Ungleichheit und Abhängigkeit des einen Geschlechts vom anderen« ist »vollkommenes, ideales Liebesglück absolut unmöglich«. Liebe, so ihre Überzeugung, sei nur in Freiheit möglich.

George zog sich nach den dramatischen politischen Ereignissen und der Niederschlagung der Revolution nach Nohant zurück. Der dreizehn Jahre jüngere Alexandre Manceau war ihr letzter Gefährte. Sechzehn Jahre lebten sie harmonisch bis zu seinem Tode zusammen. In dieser Zeit schrieb sie weitere dreizehn Romane. Die Themenverschiebung war deutlich, das Landleben im Berry war nun Gegenstand ihrer Arbeit. Sie unternahm noch einige Reisen, lebte aber eher zurückgezogen auf dem Schloss, umgeben von jungen Leuten, der Familie ihres Sohns und dessen Freunden, die auf dem Landgut wohnten. Ihre Enkel liebte sie heiß und innig und genoss ihre Großmutterrolle. Die Attraktion war ein Marionettentheater, das rege bespielt wurde. »Als mütterliche Gebieterin herrscht sie über Nohant«, schrieb ihr Biograph André Maurois.

George war immer auf der Suche nach der idealen Liebe gewesen, ohne sie je zu finden. Doch selbst im Alter bedauerte sie nicht, sie herbeigesehnt zu haben. Sie blieb bei ihrer Überzeugung, dass die Frau in der Liebe alles oder nichts wollen sollte. Auch von der idealen Republik hatte sie geträumt und wurde gründlich desillusioniert, doch auch diesen Traum bereute sie nicht. Rückblickend sagte George Sand über sich: »Die Güte, die eine klarsichtige, abwägende Tugend sein soll, war in mir ein stürmisches, wildes Element, nur darauf bedacht, sich auszubreiten. Sobald man mir ein tiefes Mitleid einflößte, beherrschte man mich. Ich stürzte mich auf die Gelegenheit, wohlütig zu sein, mit einer Verblendung, dass ich meistens nur das Böse heraufbeschwor. Wenn ich mich prüfe, erkenne ich, dass die beiden beherrschenden Leidenschaften meines Lebens die Mütterlichkeit und die Freundschaft gewesen sind. Ich habe die Liebe, die sich bot, hingenommen, ohne zu suchen, ohne sie zu wählen, und so habe ich etwas ganz anderes hineingetragen und von ihr gefordert, als sie mir gab. Ich hätte in denen, die von mir Liebe verlangten, Freunde und Söhne finden können.«

In den letzten Lebensjahren war ihr Gustave Flaubert, siebzehn Jahre jünger, ein enger Freund. Er nannte sie »lieber Meister« oder »vielgeliebter Meister«, und George sprach ihn an mit »mein Benediktiner« oder »mein Troubadour«. Sie starb am 8. Juni 1876 im Alter von zweiundsiebzig Jahren. Flaubert schrieb nach der Beerdigung an seinen Freund Iwan Turgenjew: »Der Tod der armen Mutter Sand hat mir unendlichen Kummer bereitet. Ich habe bei dem Begräbnis geweint wie ein Kind ... Arme, liebe, große Frau! ... Man muss sie kennen, wie ich sie gekannt habe, um zu wissen, welch unge-

heuer weibliches Gefühl in diesem bedeutenden Menschen war, und welche ungeheure Zärtlichkeit sich in diesem Genius befand ... Stets wird sie eine der Größen und eine einzigartige Zierde Frankreichs sein.«⁶

Dem Vorwurf, sie sei ein treuloses, männermordendes Weib gewesen, hatte sie noch zu ihren Lebzeiten entgegengehalten: »Wenn George Sand auch das Recht verloren hat, als Frau beurteilt zu werden, so hat sie doch das Recht bewahrt, dass man sie als Mann bewertet, und in der Liebe ist sie der Treueste unter euch gewesen. Sie hat niemanden betrogen, niemals zwei Abenteuer zur gleichen Zeit gehabt! Ihre einzige Schuld bestand darin, dass sie in einem Dasein, in dem die Kunst den größten Platz einnahm, die Gesellschaft der Künstler erwählte und der Männermoral den Vorzug vor der Frauenmoral gab.«

Postskriptum: Die Postfeministin fragt sich nun, was bleibt von dieser Frau und ihren unkonventionellen Begehrlichkeiten, ihrer freimütigen Rede über die Wonnen und Abgründe der Liebe, ihrem Spiel mit den Geschlechterrollen? Alles erreicht, alles erledigt? Die Sache mit der Ehe als dem Hort weiblicher Knechtschaft hat sich bei uns zumindest auf rechtlicher Ebene erledigt. Aber haben sich die Imaginationen vom Männlichen und vom Weiblichen grundlegend verändert? Trotz Frauenbewegung, Frauenwahlrecht, Gleichstellung und Frauenquote? Trotz der Pluralität der Lebensstile und der Privatisierung der Sexualmoral? Hat sich die hartnäckige Aufspaltung der Frau in Madonna und Hure verflüchtigt? Ist Mütterlichkeit von Frauen gegenüber Männern womöglich ein Ausweichmanöver von beiden Seiten im Beziehungsspiel, weil Liebe auf Augenhöhe selten funktioniert und weibliches Begehren damit neutralisiert werden kann? Würde heute eine prominente Frau in der Öffentlichkeit geschätzt werden, die Mann und Kinder verlässt und in der Folge mit sechs weiteren Geliebten lebt, die allesamt jünger sind? Einer Frau, die obendrein noch lautstark an den Tabus der Geschlechterordnung rüttelt und öffentlich über Sexualität redet? Können wir uns denn vorstellen, nach vollbrachter Quote in den Führungsetagen, dass die Topmanagerinnen etwa die Idee einer Versicherung aufgreifen und die besten Mitarbeiterinnen mit einer Dienstreise ins eigens dafür angemietete Grandhotel belohnen, um ein Wochenende besonderer Art mit exklusiv engagierten Liebedienern zu verbringen? Was wollen wir denn nun, Männermoral oder Frauenmoral, oder nichts davon oder beides oder ganz etwas Neues? Sicher scheint zumindest, dass das apollinische Prinzip immer noch heftig mit dem dionysischen zu ringen hat, auch hundertvierzig Jahre nach Nietzsches Tragödienschrift.

⁶ Zitiert nach Renate Wiggershaus, *George Sand*. Reinbek: Rowohlt 1982.